

Harry Martinson

REISEN

OHNE ZIEL

Aus dem Schwedischen
von Verner Arpe und
Klaus-Jürgen Liedtke

Herausgegeben und mit einem
Nachwort von Klaus-Jürgen Liedtke

GUGGOLZ

Titel der Originalausgabe:
Resor utan mål und Kap Farvål! (1932 und 1933)

© **Harry Martinson, 1932 und 1933**
Erstmals veröffentlicht im Albert Bonniers Förlag,
Stockholm, Schweden

Die Publikation der deutschen Übersetzung erfolgt mit
Genehmigung von Bonnier Rights, Stockholm, Schweden

Der Verlag und der Übersetzer bedanken sich für die
großzügige Unterstützung durch die Schwedische Akademie



**SVENSKA
AKADEMIEN**

Erste Auflage Berlin 2017
© 2017 Guggolz Verlag, Berlin

Guggolz Verlag
Gustav-Müller-Straße 46, 10829 Berlin
verlag@guggolz-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
Korrektorat: Kristina Wengorz
Druck & Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Umschlag: Mirko Merkel und Daniel Wagner
ISBN 978-3-945370-11-7

www.guggolz-verlag.de

DER WELTNOMADE

Keine Literatur ist verflacher als eine gute Reiseschilderung. Je größere geografische Flächen sie umfasst, desto verflacher ist sie für die arme, in sich gekehrte Seele, deren eigentliches Wesen es ist, sich zu einem Taljereepsknoten zu versteifen und nie zu reisen. Denn dazu haben Umstände und Verhältnisse den Menschen gemacht. Durch Jahrtausende hindurch ist sein Nomadentrieb verdrängt worden; nun taucht er auf als Schrecken, dass man seine Persönlichkeit in geografischen Fernen verlieren könnte. Die Irrlichternatur kämpft gegen das »Bleibe im Lande und nähre dich redlich«. Gleich sprungbereiten Hengsten stampfen die Menschen auf der ganzen Erde über ihre kleinen Äcker. Eine unendliche Reiselust pflügt den Acker des Bauern, und *Furche um Furche* sind die Wege der Welt zusammengezogen.

Ich glaube, dass ich damit recht habe, wenngleich meine Behauptung von allen Ecken und Kanten angegriffen und tausendfach diskutiert werden kann.

Diese ewige Reise durch die bäuerlichen Furchen habe ich selbst durchlebt, als ich vor den Kesseln stand und im Kesselraum über dem stählernen Rumpf Meile auf Meile über die Meere fuhr, hin und her, hin und her. Das ist der Weg durch die Ackerfurchen, nur an einem andern Arbeitsplatz. So also deutet der Mensch mit seinen Beinen und Füßen die innerste Vagantensehnsucht. Schusters Rappen ruft dir rastlos zu: »Verkaufe alles, was

du besitzt, und komm mit mir!« Und dann beginnt der Mensch vielleicht seine Wanderung, hin und zurück, auf einer Fläche von zwölf Quadratmetern, vier Schritt vor und vier Schritt zurück in einer Gefängniszelle, – oder einen Globetrottertrip durch die Sahara.

In Brasilien kannte ich einen Flieger. Der flog jeden Tag mit seinem »correo« (Postflug) von Rio nach Belo Horizonte – einem Hochland tief drinnen im Urwald – und wieder zurück nach Rio. »Das Merkwürdigste an meiner ganzen Fliegerei«, sagte er, »ist, dass mir mehr als je eine richtige Fußwanderung fehlt. Ich komme zwar nach Belo Horizonte und nach Rio, aber ich erreiche diese Ziele nicht. Können Sie mir das erklären?« Das konnte ich damals nicht. Ich schob es auf ein psychisches Leiden.

Einer meiner interessantesten Begleiter, die ich je gehabt habe, ein gebürtiger Däne und alkoholvergifteter Lazarone, ging dreimal jährlich die Strecke Buenos Aires–Tucumán–Valparaíso. Er behauptete, dass er diesen Weg, der über die gewaltigen Anden führt und dessen tiefster Pass viertausend Meter über dem Meeresspiegel liegt, nur zurücklege, um der Abwechslung halber mal einen »Pisco« (den chilenischen Branntwein) zu trinken, der stärker sei und andere Sensationen zu bieten habe als der »Caña«. Ich hingegen glaube, dass sein Durst ganz nebensächlich war. Als ich ihm erklärte, der »Pisco« sei nur eine lächerliche Angelegenheit, seine Leistung dagegen unerhört und bemerkenswert, gab er tatsächlich das Saufen auf. Leider packte ihn dennoch eines Abends das Delirium tremens, als wir im Kloster zu Cerro die Nonnen um Nahrung anbettelten. Sie nahmen sich seiner an. Was später aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Ich verschwand über

die Pampas nach Tucumán. Natürlich hatte ich irgendwie Schuld an seinem Deliriumschicksal. Aber was soll man machen?

Ich sagte, die Reiseschilderung verflache. Ja, von einem Spießerstandpunkt aus verflacht sie insofern, als sie die Sehnsucht wachruft. Alles, was nach Nomadentum riecht, ist *dem Ordnungsmenschen mit seinen Verdrängungen entsetzlich*, etwas Unanständiges und Asoziales. Ich selbst, der ich an die vagante Religion des Gegenteils glaube, bin überzeugt von der weltsozialen Aufgabe unserer Füße, besonders wenn es um die Heilung unserer Psyche geht. Ich glaube nicht ein bisschen an alles Zurechtgelegte, an das statisch Beschnittene. Ich glaube nur an das dynamisch Organisierende, das Lebendige. Wenn die Welt endlich einmal die dynamische Zusammenwirkung erfasst haben wird, welche uns den Ausweg auf diesem Stern zeigt, der immer noch wie ein roher Kohlkopf durch den Weltraum schwebt, dann steht das Menschengeschlecht am Anfang seiner Vollkommenheit: *Dem überintellektuellen, gesunden Nomaden!*

Was ist Spenglers saure Säure? Was »Der Untergang des Abendlandes«? Wo alle Kulturen nur Etappen auf dem Weg zum schließlichen *Weltnomaden* sind? Gebt uns Wahrheit und Weitblick! Lasst uns unerschütterlich sein in unserm Lied vom Vagantentum!

*

Ist es womöglich die Aufgabe unserer Zeit, die erste Barriere zu durchbrechen, die uns von den Nomadenzukünften trennt? Das Land Utopia, das ich sehe, ist das dynamisch

organisierende Nomadenleben auf Erden, das Menschenprojekt der Variationen. Das Endziel der Entwicklung wird das geistig und bewegungsmäßig universale Individuum sein.

Der Weg dahin entwickelt sich in Revolutionen und Reagenzien. (In der russischen Kollektivlandwirtschaft ziehen die Arbeiter während der Erntezeit in Riesenzelten auf den getreiderauschenden Steppen umher.) Die ersten Signale haben wir gehört. Wir sind auf dem Weg – in die Zukunft.

Nun wollen wir uns einmal darüber unterhalten, wie es heute, in diesem Jahrzehnt, sein kann zu reisen.

Merkwürdigerweise geben einem die langweiligsten und grauesten Teile der Welt am meisten, wenn sie erst durch die Augen und Seelen der Schilderer gesiebt sind. Beim Nachdenken ist man verblüfft, dass einem der menschliche Geist am stärksten entgegentritt aus einem grauen Hotelzimmer des abscheulichen Newcastle upon Tyne (»Mina städers ansikten« von Ivar Lo-Johansson) oder aus einem sumpffeuchten und inhaltslosen Kaff in Transbaikalien (Ossendowski: »In den Dschungeln der Wälder und Menschen«). Gleichzeitig bekommt man aber auch einen Beweis dafür, in welcher unerhört intimer Wechselbeziehung zu seiner Erde der Mensch lebt. Und wie diese Erde durch ihn atmet. Ich selbst bin allzu planlos umhergereist, allzu irrlichternd, als dass ich anderes als die Disharmonien der Reisen geben könnte. Aber lasst uns trotzdem darüber plaudern – über das »Hier-und-da-Leben« der Erde.

Denn Reisen heißt nicht etwa, dass man lachend die Toskana durchzieht oder auf dem sonnigen Sizilien lernt,

mit drei Apfelsinen zu jonglieren. Reisen kann bedeuten, dass man unter großem Leid die Erde Zoll für Zoll durchmisst, dass man auf die Straßennamen in Rio de Janeiro pfeift, weil man gar nicht daran denkt, sie jemals literarisch auszunutzen. Reisen! Das war für mich: an einem heißen pommerschen Sommertag vor den Kesseln zu stehen und sich stromaufwärts die Oder hinaufzuheizen, alle drei Minuten den Kopf aus dem Kesselraum zu stecken, um in einem mit Blutschweiß erkauften geografischen Augenblick die pommersche Tiefebene zu durchkreuzen – und dann wieder unterzutauchen. Denn an mir, der ich schwarz glänzende westfälische Kohle ins Feuer schaufle, an mir liegt es, dass wir überhaupt auf der Oder herumkriechen. Zwei hohle Fäuste sind mein Fernglas. Und mein Koffer, das ist bis auf Weiteres der Kohlenbunker in der fünfhundert Tonnen großen Ostseemadame »Vinda«.

1921. Die kleine »Vinda« liegt in Stettin. Valutazeiten. Deutschlands Nachkriegsnot.

Bettelnde Kinder sitzen in der Back und warten auf Überbleibsel, während wir essen. Wilde, freche, tragische Kinder, hastig differenziert nach der Saat Basil Zaharoffs. Wir teilen unsere Suppe mit ihnen und stellen fest, dass es schwer ist, sich vom Leben loszusagen, dass man seinem Hunger nicht entrinnen kann und dass das Leben ungeheuer viel bedeutet. Ich denke zurück an die kleine »Vinda«, wie sie ihre schmalen Eisenhüften in Stettin schaukelte. Und die Kinder schlürften Suppe aus den Händen.

Stettin: eine Stadt, eine Reiseerinnerung, die weit zurückliegt. Keine Aufzeichnungen flattern in meine Ohren und flüstern mir etwas zu.

Eine Stadt, fern in meiner Jugend, als meine Knie-scheiben noch wuchsen und meine Gehirnzellen sich vervollkommneten. Eine graue Stadt, voll von chaotischer Bettelei, von Mädchen, die mit ihren Hüften wiegten, mir schöne pommersche Augen machten und mir – dem Achtzehnjährigen – meinen Anteil an der Papieraufgabe der Tagesvaluta abschnackten und damit in den Gassen verschwanden – ohne, ja, ohne den Blutausch des Weibes. Ich steckte meinen Kopf in einen Spind und heulte.

Dann ging es wieder stromab. Fette Kühe standen an den Ufern, unberührt vom Krieg, wiederkäuend, ägyptisch weise. Da waren Sommerwind, Wehmut, eine Stirn heiß vom Kognak, Kohlenstaub in den Poren – und ringsum das grasbewachsene, schöne Pommern bis zur Mündung der Oder. Man fühlte sich schmutzig und hungrig und jung. Und das Meer roch nach Tang und der ganzen Welt.

Und dann: In der Landschaft meiner Erinnerung schnattert ein Schwarm von ungefähr fünfzehntausend Gänsen. In meine Seele gackern und zischen sie das Bild eines kleinen pommerschen Dorfes.

Arkona, der König der Ostsee, hielt seine Lampe über den Horizont und leuchtete uns bis nach Lübeck – in einen Sturm. Einen kleinen Frühlingssturm meiner Jugend.

Zu jener Zeit war es, dass ich einen kleinen Bretterhandel zwischen Harry Martinson und Holland in Gang setzte. Es war in einer stillen, hellen Sommernacht. Die norrländischen Strandbirken spiegelten sich in langen weißen Säulenreihen im Meer. Die »Vinda« lag an einem Holzkai (voller Waldameisen), der unter den Trossen leicht nach-

gab und öde knarrte. Die ganze Besatzung schwofte auf dem neuen Tanzplatz der Gegend. Und der Käpt'n war an Land und soff. Die »Vinda« hob und senkte sich sachte auf dem glucksenden Wasser, die Mücken schrien mir ins Ohr. Ich horchte aufs Meer hinaus. Irgendwo unter Deck hörte man den unmäßig fetten Maschinisten schlafen. Da flüsterte der Nachtwind etwas in die norrländischen Birken. – Ich bekam eine asoziale Idee. Ich ging an Land und kam mit Gefolge wieder zurück. Die ganze Nacht schleppte ich Bretter, stahl Unmengen von Brettern; gelbe duftende Bretter. In der Back bedeckte ich den ganzen Fußboden, erhöhte ihn um zwei Fuß mit meinen herrlichen Brettern. Nie im Leben hat jemand so natürlich geklaut. Ja, ich glaube kaum, dass mehr als einmal in tausend Jahren solch eine Nacht kommt, die sich so vollständig mit dem Diebstahl von gelben Fichtenbrettern in Einklang befindet. In das nie benutzte Kabelgatt schob ich dreihundert einzöllige Bretter. Die Mücken summten umher und stachen in meine hohe Diebesstirn, und die gelben Bretterstapel wiegten sich auf dem blanken, bauchigen Spiegel der Bucht.

Als ich schließlich so viel von einem Vordergrundstapel weggenommen hatte, dass ich beinah die Mitternachts-sonne über Lappland sehen konnte, hörte ich auf und steckte mir eine Capstan an. Die Luft in der Back war wie neu von den gelben, duftigen Dingen. Ein Wohlgeruch von allen Wäldern Norrlands spritzte seine Elektronen über mich. Das Holz lebte. In Streifen geschnitten lebte es noch sein Duftleben.

So kam ich mit den duftenden Brettern nach Holland. Gegen drei Gulden pro Mann ertrugen meine Kameraden

mit Freuden den erhöhten Boden und gingen während der Überfahrt etwas gekrümmt. Außerdem wussten sie den Duft zu schätzen.

In der guten Stadt Zaandam, wo die hässliche Statue Peters des Großen auf dem Marktplatz steht, dreizehn Kilometer vor Amsterdam, verkaufte ich die duftenden goldenen Bretter dem Tischler Jean van Breinmeijden, der daraus Mangeltische und Waschbretter machte. Und Bleuel.

Noch heute singen dort die Gewissenstrommeln meines Bretterdiebstahls in Form eines Bleuelwalzers an den Grachten. Und vielleicht drückt gerade jetzt eine meiner Folgeerscheinungen, d. h. eine Mangel, das Hemd einer schwellenden Holländerin, das hingebungsvoll die Frische und Trockenheit des ersten Frühlingswindes aufgefangen hat. In Bezug auf Tatsachen und Winde kann man allershand annehmen. Man kann mutmaßen, wie viele Grashalme sich unter einer umgestülpten Balje befinden und wie viele Muscheln in einer Meeresbucht hier oder dort.

Aber in Bezug auf den Menschen etwas zu vermuten, ist dumm. Er betrügt dich.

So flattert man mit seiner Sehnsucht um die Erde, und die ungeschriebenen Reiseschilderungen stapeln sich in der Seele. In Belgien schaufte ich leere Patronenhülsen aus den Gräben, aus den Chausseegräben in Flandern. Basil Zaharoffs Saat soll beseitigt werden. Wir arbeiten mit großen Forken.

Zusammen mit Polen, die mehr als ihr halbes Leben dazu brauchen, um sich zu kratzen.

»Fransussi, Fransussi! Bum! Bum!«, sagen sie und illustrieren den Weltkrieg mit clownhaften Gesten und glauben natürlich, sie seien furchtbar interessant.

Als ich sage, ich sei Schwede, halten sie mich für eine Art Überdeutschen.

Sie fangen leicht an zu heulen, aber mitunter kriege ich Prügel von ihnen. Sie betteln mir meinen Tabak ab und leihen sich mein wenig Silber, indem sie immer wiederholen: »Armes Mutter in Polen, weint – weint schrecklich. Ach, Polski!« Aber der Herbstregen weint auch, weint verzweifelt über Flandern und meine Jacke und mein dünnes Hemd. Eine Lungenentzündung, gleich einer Nebelbank, kommt wie ein verständnisvoller, aber gefährlicher Freund, und auf einer groben Matratze in Brügge erhalte ich Einlass in die heiße Hölle der Erkältung: das Fieber des Polarkreises, die Malaria des nördlichen Modders.

Als ich wieder logisch denken kann, sehe ich an einem Kanal Pappeln stehen und Nonnen und Magdalenen gebeugt gehen und sich im Wasser spiegeln. Nonnen mit weißen Flügelhauben, unendlich flatternd und weiß gegen die herbstgraue Erde.

Dann ist da der belgische Milchtransport: der Zughund unter dem Karren, der schon am frühen Morgen verdammt wütend ist. Warum spannt man überhaupt Hunde vor die Karren, mit so kurzer Leine, dass die Karre nur wie ein Dach ist, ein verfolgendes Dach, ein kalter Schatten? Die Hunde werden mit der Zeit nur rasend davon. Menschenhasser, die unheimlich glotzend durch die Radspeichen knurren und die Trottoirs bedrohen, wo die großen belgischen Füße vorüberplumpsen.

Mitunter ist es nicht weit bis zum Nervenschock. Seine Nähe kann man so erfahren: An einem stillen Sonntagmorgen geht man durch Brügge, Gent oder Antwerpen. Die Schuhe sind nicht zu eng, man hat keine Zahnschmerzen und ist satt. Kein Mensch ist zu sehen, außer

einem glotzüugigen belgischen Polizisten. Es ist Belgiens Sonntag, und die Menschentauben schlafen hinter ihren Fenstern und Blumentöpfen. Da entdecke ich an einer Milchkarre die Deichsel mit glänzendem Beschlag und darauf einige Tropfen nächtlichen Regens. Ohne zu denken oder zu sprechen, sagt die verspielte Seele: Diese Tropfen müssen verschwinden. Ja, weg damit. Warum sollen die Tropfen da sitzenbleiben, wenn es doch Spaß macht, sie mit dem Finger wegzuwischen? So etwa? – Ein wütender Hund kläfft durch die Räder, bellt und zerreißt die Stille und die Steine dieser Straße. Und ein Nervenschok zieht vorüber mit rauschendem Flügelschlagen. Zwei zitternde Beine tragen einen erschrockenen Menschen übers Trottoir. Ich schaue in die unendlich schadenfrohen Augen eines Polizisten. Das Blut klopft.

Ich fühle mich tief gekränkt. Aber die Kathedrale schickt die Intonation ihres Glockenspiels in den Turm hinauf und verleitet mich zu vergessen, katholisch und seltsam. Pah!

Es gab mal einen Maler – einen der besten, die ich kenne –, der malte Brügge in Grün. Alles in Grün. Giebel und Kanäle und Pappeln. Ganz Brügge grün wie Gurkenfleisch. Heute spricht man von einem typischen Brügger Grün, und das ist genau das Sager-Nelson-Grün.

Seitdem haben viele ihre Studien in Brügge getrieben und versucht, diese grünvermengte Atmosphäre einzufangen. Aber sie sind wieder nach Hause gegangen, grün wie Saubohnen oder Kartoffelkraut, nie aber mit dem Sager-Nelson-Grün. Man behauptet, dass die Pappeln mit ihren langen Pinseln die Kanäle anmalen, und dann werfen die Kanäle einen grünen Schein auf die Häuser, auf die menschlichen Füße und die wütenden Hunde. Es wird

schon so sein. Und das ist gut. Gut, dass das Pflanzengrün die vorherrschende Farbe auf Erden ist und dass es Reflexe ergibt.

Meine Seele müsste sein wie die weidende Kuh.
Der Morgenschauer auf ihrer Haut ist wie ein Zittern
vor der dunklen Unerschütterlichkeit des Grüns.
Sie findet in der Quelle nicht ihr Spiegelbild.
Sie ist nur ein stummer Teil der Linie des Grashains.

Brügge war in jenem Jahr einigermaßen verschont geblieben.

Kein Millionendollarpöbel spiegelte seine Lackschuhe in den Kanälen. Kein verhasster Snob aus Frankreich kam dorthin mit seinen femininen Hüften und seinem Feldstecheretui. Brügge war grün. Hin und wieder wurde einem norwegischen Seemann sein Kognakrausch zum Cicerone und führte ihn im Kreis herum. An den Kanälen standen die Pappeln (die rauschenden Orgelpfeifen des Grüns). Es kam vor, dass der Cicerone ihn in das sehenswerte Polizeigebäude führte, aber dann verbeugten sich die Pappelkronen im Wind und flüsterten: Es gibt bessere Orte – sozusagen beneidenswertere!

Die elektrischen Pianolas lockten einen armen Seemann durch ganz Brügge, durch den Wind, zwischen den Pappeln hindurch (halte dich rein, wenn du kannst, du Steriler, Seniler). Drinnen in den dunklen Häusern, die bei Tage ihren grünen Schein von den Kanälen liehen und nachts dunkle Pappelsäulenschatten trugen, tanzten die Freudenmädchen nackt, mit roten Büstenhaltern, die im Schein der Kohlenfeuer leuchteten. Es war diesig und ärmlich in Brügge, aber das Rauschen der Pappeln und die

Möglichkeiten des Lebens strömten spärlich durch den Regen – den Menschen ein Trost in Nachkriegsjahren.

Denn der Munitionskönig amüsierte sich nicht dort, und deshalb war es rein. – Bacchanale, Pappeln, alles.

Ich sah Nonnen mit den Augen blinzeln.

Junge, hübsche Nonnen zwischen den Pappeln.

Brügge, du gemahnt an Vegetation, an Pflanzen und Blattgrün, an Befruchtung.

Eines Tages kamen die Gendarmen, zeigten auf zwei Strafregister und drei Fahrpläne und schickten mich nach Antwerpen. Ich dankte mit höflicher Verbeugung. Das grünschimmernde Brügge schrumpfte zusammen. Verschwand.

Auf Französisch nennt man Brügge Bruges, und oft dachte ich an die kleine Stadt, während ich im entsetzlich langweiligen Antwerpen umherging und mich nach einem Stück Brot verzehrte.

Über diese elende Stadt seien folgende Tatsachen angeführt. Hier gibt es die größten Ardennerpferde der Welt (der stattlichste Beitrag der Stadt), monumentale Kolosse, die wie Urgestalten, ja wie schwere, animalische Blöcke von Geduld, Ergebenheit und Kraft aus der lehmigen Erde und den Nebeln Belgiens aufsteigen.

Antwerpen besitzt Hunderte von diesen schweren, gewaltigen Offenbarungen von Fleisch, die irgendwie imponierender sind als Elefanten, gerade weil der graue schwere Ardennerhengst nicht exotisch ist, sondern zusammengehört mit lehmiger Erde, nebligem Nordseeklima, harter Arbeit, riesigen Leiterwagen und fetten Erdschollen. Es gibt nur noch einen anderen Fleck auf Erden,

der mit Antwerpens Ardennerpferden wetteifern kann: das englische Yorkshire. Oh, die schweren, geduldigen Ardennerkämpen und Yorkshirerosse: ein Bild geduldiger Kraft in der Welt.

Antwerpen hat ferner neuntausend Kneipen, fast alle versehen mit elektrischen Pianolas. Fünfundzwanzig Centimes, und du hast deinen Walzer oder deinen Step – Onestep, Twostep. Wir kommen vom Ozean und werden leicht ein Opfer des Klages, der entsteht, wenn unsere Münzen auf die kleinen Stahlfedern fallen, die die Pforten zur Pianola-Musik siebter Klasse öffnen, auf dass sie sich auf uns stürze. Diese Hundehatz ist die Seele Antwerpens, mit blechernem Gerassel und begleitet von frechen Dirnen, die ihre alten, abgetakelten Rollen nicht einmal falsch spielen können. Es gibt jedoch Tanzlokale in den Vorstädten, wo die Mädchen (schweigt ihr Klaviere!) viel sozialer sind als die göttlichen Schwestern, die sie retten wollen. Eine habe ich auf einem Weinfass sitzen und Kinderkleidchen häkeln sehen für das Kind, das bald zur Welt kommen sollte. Nicht etwa als ein *Unglück*, sondern als Frucht der Liebe, der unerklärlichen, paradoxen. Während der Schwangerschaft muss sie auf dem Weinfass sitzen, häkeln und den Gästen an der Theke Bockbier einschenken. Sie sieht glücklich aus, und man sucht ihre treuherzigen Siegeraugen auf dem blanken Zinkblech. Sie häkelt und häkelt und häkelt. An einem roten Kleidungsstück. Die ruhigen schwarzen Augen gehen gerade durch uns hindurch. Uns leere Wirbel.

Dies ist, wie gesagt, in einer Vorstadt. Drinnen in Antwerpens zentralem Mahlstrom gibt es *nichts* zu preisen.

Da lacht der schwarze Überdruss, pudert seinen verkäuflichen Leib und summt einem das »Serafina«-Lied so grenzenlos automatisch und herzerbrechend falsch ins Ohr, dass man von Verzweiflung erfüllt wird, wenn man das Zeugnis seiner Ohren auch nur im Geringsten prüft.

Man kann die Situationen aller Triebe im Voraus erträumt haben, man kann sich alle psychosexuellen Alternativen erdacht haben, aber hier steht man vor etwas ganz anderm; denn dies ist Eros ohne Psyche, ein krass fiktiver Verkauf von etwas, das weder Geist noch Tier hat – en detail rationalisierte sexuelle Leere.

Aber neuntausend Kneipen schläfern ein. Schläfern ein und betäuben.

Über eins wollen wir uns jedenfalls im Klaren sein, ehe wir diese vielbeschriebenen Häuserviertel verlassen:

In ihrem ursächlichen Zusammenhang gesehen bereiten sie einen gewissen Trost. Denn wenn man dahinterblickt und die Perspektiven addiert, dann sind die Perspektiven an sich weit schlimmer als die Ursachen, die sie hervorgeufen haben.

Aus Hunger, Kriegsneurose und Verzweiflung wuchs Antwerpens giftiges Gassenkraut. Man schloss Belgien von der freien Gabe des Brotes ab und stellte den Invasionsarmeen Tausende von Prostituierten zur Verfügung. Antwerpen war jahrelang eine bis zum Äußersten zerquälte und gedemütigte Stadt. Sie war auch eine der wichtigsten Welthafenstädte, und als endlich die Schleusen wieder geöffnet wurden und die großen Handelsflotten die Schelde füllten, da kam eine neue Invasion: eine ungestüme, desperante Mentalität von draußen, die den Frieden feiern

wollte. Diese Freude war nur mager, höchstens noch exal-
tiert. Das alte, seeberüchtigte Antwerpen war ein Zwitter
geworden aus berechnenden Wirten und verzweifelten
Dirnen.

Wenn das Geschehen eine neue Zukunft gesponnen hat
und Flanderns Arbeitermütter neue Kinder großgezogen
haben, dann wird Antwerpen zu einem neuen Bild gesun-
den. Aber schlägt den Kröger nieder! Er ist nicht mehr
ein Dionysos, dem man verzeiht, sondern ein zynischer
und gewissenloser Nachkriegsspekulant. Er ist der »Riese
im Märchen« – in Bordeaux, Le Havre und Antwerpen
wie in Rotterdam und Hamburg. Er erhält und behält
den Schützengrabenzynismus und verrückt Eros in den
großen Häfen Nachkriegseuropas.

LEBEN IM HAFEN

Wie ein hungriger, optimistischer Fuchs streiche ich durch die Allee an der Nassaustraat, eine Art Boulevard mit flandrischer Schwere. Ich habe sie nackt gesehen und mit Laub bedeckt, voll Ulmenblättern, Kastanienblättern. Im Winter ist sie trostlos, aber dafür breiten sich ihre Nebengassen aus wie zwei Vaterarme, und an einem solchen väterlichen Arm liegt der große Antwerpen-Slum der Heilsarmee. Tritt man durch die anspruchslose Tür, so ist wie durch einen Zauberschlag ganz Belgien hinterm Rücken verschwunden – und man ist in London. Die »poor, poor« von England folgen ihrer Armee, folgen ihr treu und kaufen für wenige Centimes ihre Wurst, ihr Brot und ihren Tee. In dem britisch schmutzigen Speisesaal rauscht die englische Sprache in Liverpoolsturzseen und phlegmatischen Londonwogen. Einige wütende Polen von der Sorte, die jedes Jahr in den Kohlengruben von Ypern um alles betrogen und dann mit Hilfe »höheren Orts« ausgewiesen werden, kratzen mit ihren Nägeln in den Tisch, starren auf die versiegten Quellen ihrer Suppenschüsseln und fluchen wie die Teufel. Wie stumpfe Messer schneiden ihre Stimmen durch das englische Gemurmel, durch das Seemannsenglisch, das zutiefst Nautische der Welt. Der Pole ist auch in der Not eine hilflose Krabbe, außerdem egoistisch, theatralisch und politisch in zwei Richtungen zerfallen, die er als Auswege bezeichnet:

Das ist Kreischfaschismus. Und dann der Nihilismus, den man auf alten Attentatsöldrucken abgebildet sehen kann. Auch hier am langen Tisch der Demütigung in Antwerpens Slum breiten sie ihre politischen Tischläufer aus. Ich horche auf. Gerade jetzt erklärt man einem Deutschen, welch unerhörte Seemacht Polen sein wird (hierbei kratzt sich der Erklärende in der Achselhöhle), wenn der Hafen von Gdynia erst einmal fertig ist.

Der Deutsche zündet sich eine Zigarette an und sagt mit einem Kieler Matrosenzwinkern: »Die Seemacht scheint schon angefangen zu haben, *mein Junge*. Polen mischt schon seine Bitsbommer (Beachcombers) und Fünfte-Klasse-Emigranten in diese flämischen Slumstationen.« Der Pole schweigt und kaut an seiner Wurst, deren Pelle grau ist wie der polnische Sand.

Zwei Jahre später komme ich zufällig nach Gdynia mit einer Ladung Portlandzement für den Hafenaufbau. Da sah ich eine frischgebackene Nation, die aufs Meer hinauswollte, vielleicht nicht so sehr wegen der himmlischen Ehren, sondern um Absatz zu finden für die Streichholzbäume, die sonst in diesen abgelegenen, mückenumschwärmten Winkeln unserer Erde verrotten würden, wo die Espen mit ihren Schenkeln in den alten ostpreußischen Sümpfen stecken. Und keine Darlehen für die bleichsüchtige Staatskasse. Einige Arbeiter bedienten eine Ramme und sangen dabei deutsche Shantys. Ich sah graue Arbeiter mit vom Zementstaub entzündeten Augen auf den Kais stehen und sich in Polens neuem Seehafen spiegeln und hörte einen von ihnen sagen: Dies ist ein Konjunkturfahrer. Und da musste ich daran denken, dass auch Norwegen so einen Hafen bekam, als man gelernt hatte, aus dem Stickstoff der Luft Salpeter herzustellen, den Hafen

Merstad am Skienfjord. Damals mussten Hunderte von Salpeterschiffen in Chile aufgelegt werden, und die alte Segelschiffahrt wurde unsichtbar erdrosselt. Die Kap-Hoorn-Romantik verschwand aus der Welt. Ein kleiner prosaischer und unscheinbarer Schiethafen am Skienfjord kam mit dem letzten Argument. Und ich entsinne mich einer Tiefkonjunkturanhäufung der halben Ölflotte der Welt: den Hafen Pensacola in Florida während des kommerziellen Ölkriegs zwischen der Standard Oil und der Anglo-Persian. Ein Ölkriegshafen, wo Hunderte von Tankdampfern vor Anker lagen, während der Ölpreis reguliert wurde.

Und hier in Gdynia sah ich Espen, Unmengen von Espen. Espen in ungeheuren Rollkolonnen, die ausgereicht hätten, um ganz Ostasiens Jahresbedarf an Zündhölzern zu decken, Espenstämmen, die sich im Zündholzkrieg wie feile Dirnen anboten, die nach Schweden hinüberblinzelten und ihre wiegenden Hüften Deutschland und der Tschechoslowakei zuwandten in diesen Nachkriegsjahren, da man um den ostasiatischen Markt kämpfte.

So saßen wir also im Slum. Spielbälle für Gott weiß welchen Markt. Und General Booths Salbe war für uns das Heilmittel der neuen Zeit: Tee und Fladen und Wurst – während draußen auf dem Erdball die Zahnräder der Weltmaschinerie umgestellt wurden.

Das Individuum sieht so wenig und so viel. Es braucht für seine Seele Horizonte und in den Nebengassen der Städte kleine Nischen, in die es sich verkriechen kann, und eine Aufmunterung von den trippelnden, um das Weltgeschehen unwissenden Damen, die aus ihren Börsen Silberschuppen schütten. Und es braucht ein Banjo

bei Sonnenuntergang und eine sandgraue Wurst, die sich krampfhaft gekrümmt hat im Topf des Slums.

Ich will mehr erzählen von der Nassaustraats. Dort gibt es auch einen eher zivilen Slum, auf dessen Schild steht »All seamen welcome«. Da kann man auf einem Billardtisch schlafen, der nie dem Spiel gedient hat. Auf diesem Billardtisch sah ich einmal einen schwarzen Floh herumhüpfen. Einen schwarzen glänzenden Floh. Der setzte sich auf das Jackett eines Australiers. Eines stattlichen Australiers, der von hohen Mieten sprach und von der unerhörten Macht der Gewerkschaften zu Hause in Queensland. Im Übrigen stehen da Holzbänke wie auf der ganzen Welt, und auf ihnen sitzen Männer, die auf Hilfe warten. Ich habe dort eine ganze Woche gegessen, aber es kam keine Hilfe. Da las ich die Namen aller Spender, die am Eingang mit vergoldeten Buchstaben in zwei mannshohe Marmortafeln eingeritzt sind. Ich las ihre Todesjahre: '73, '67, '84 – aber viele, viele Jahre sind vergangen, und viel Gras ist drüber gewachsen. Ich verstand und zog hinaus in die Kälte Antwerpens. Friede ihrer Asche.

Diese lange Straße heißt Ankerrui. Für mich ist sie für immer die Straße der Leiterwagen. Sie riecht nach Transportarbeiterverband. Überall sind Fuhrgeschäfte mit schweren Wagen und Ställe mit Ardennerkämpen. Hier und da steht dazwischengeklemmt eine Kneipe, und die fast wie ein konstantes belgisches Uhrwerk arbeitenden elektrischen Pianolas entleeren ihre Geldschränke über die Straße, indem sie sie in Tonzonen einteilen. Diese belgischen Tonkassen hämmern sich in die Seele und verbleiben dort in alle Ewigkeit. Wo auch immer man sich auf

der Welt gerade befindet, schleppt man die Ankerrui mit sich herum. Ein Teil der eigenen Seele ist zur Ankerrui geworden.

Ob man in den Frieden des schwedischen Norrbottens gerät und dort eine Martinelli-Ziehharmonika wie ein musikalisches Schwein in der Laubwalddämmerung klingen hört oder nach Paysandú auf der anderen Seite dieser unserer Erdkugel, wo mein Freund Pedro Moreira auf einem windzernagten Ochschädel im Gras sitzt und aus seiner Gitarre Rhythmen hervorkitzelt – immer taucht die Ankerrui auf, und Leiterwagen ziehen durch meine Seele. Das nennt man Ideenassoziation. Ich habe es erlebt, und ich weiß, dass es so ist. Ich habe Pedro Moreira die blechscheppernden Skalen gelehrt, die die elektrischen Pianolas in mich hineingehämmert haben – in Antwerpen, in Dünkirchen und im sündigen Le Havre (wo ich auch die dickste Frau der Welt gesehen habe, eine gebürtige Norwegerin, kolossal. Sie muss auf den Lauf der Erde einwirken). Und Moreira hat diese Skalen dann umgewandelt.

Er streichelt die Gitarre zu neuen Freuden, während der Mais um seine Baracke mit seinen Phalluskolben zu den Sternen weist. Es ist dankbar, Lieder über dieses Land zu streuen. Wenn sie auch noch so banal sind, so leben sie auf in den Gitarren und Rhythmen argentinischer Bauern und werden neu wie Frühjahrsgras in der Zeit der Geschlechtsreife. In diesem Land mit Ozeanen von Mais und Ladogaseen von Weizen, in diesem Land mit fleischfressenden Bauern und räuberischen, egoistischen Polizisten, mit Schandflecken von Gefängnissen, mit Horden italienischer Emigranten und wieder mit Mais und der silberglänzenden Weizensorte Barletta Russo, die

so manchen Getreidemagen gefüllt hat – den der Frachtdampfer, den der Millionäre; behindert nur durch Zölle. Der Ursprung Hunderter von Gesetzesparagrafen, die schwer zu befolgen sind und die Krawalle und Demonstrationen hervorrufen.

Auf dieses Land komme ich noch zurück.

Hier und da in der Ankerrui verkündet ein kleines Messingschild, dass dieses Haus bei dem großen deutschen Bombardement beschädigt wurde. Man denke sich in diese Szenen hinein. Ganze Dramen.

Gewaltparoxysmen, Idiotien, als halb Europas Militärmacht hier lag wie der Urhund der Menschheit und vor Tollwut wahnsinnig über diese flachen flandrischen Landzungen hinwegbellte. Diese idyllischen Landzungen der Viehherden ...

Heute rauscht wieder das Gras. Von Neuem! Grünbärtig ist die Erde, sie blüht und vergisst. Vergisst. Vergisst. Und neue Bülden werden aufgeworfen in diesem Marschland: neue Warzen auf der Nase der Welt. Es wird rau und bewächst mit Pappeln und Tannen. Hat auch peinlichen Haarwuchs unter den Armen: Massengräber. Und darüber eine schaumgeschlagene Wolkencreme, die da heißt: Menschheit, vergiss! Sie segelt dahin. Ich seh sie segeln. Segeln wie eine neue Seifenannonce über der Erde. Krieg: Pestbeule. Nachkriegsvergessen: Sommerseifenblase.

Trocken und staubig sind die belgischen Landstraßen. Zu Tausenden stehen da friedliche Pappeln in militärischer Haltung – wenn man auf der Walz ist oder fährt. Blank liegen die Kanäle da, und die Schuten, die lautlos wie auf Öl vorübergleiten, haben neue Kindergesichter und neue Azaleen hinter den Kajütenfenstern. Kinderaugen: nur

neue, ohne verdammte Vergangenheit. Augen ohne Geschichte, primär, sehen mich so schön an, spiegeln mich und das Kanalufer am Abend. Schenken mir vertrauensvoll ein Spiegelbild, als wäre ich ein idyllischer Ochse.

Keine schmutzige Weltgeschichte hat bisher etwas in die Knospen dieser Ohren geflüstert. Noch haben sie nichts gehört von den Exzessen beim Bahnbau da unten im Kongo.

An dem Tage, da man diesen Ohren bereitwillig solche Überflüssigkeiten beschreiben wird, an dem Tage verlangen diese Öhrchen nach Jammergeschrei, und die Hände wollen vieles zerbrechen, vieles, und Büsche in Brand stecken. Das ist Psyche, das ist Instinkt. Kinderprobleme ergeben sich auf Schritt und Tritt, überall, wo wir gehen. Auf dem üblichen Weg, auf dem die Erwachsenen alles vergessen haben bis auf das Fiasko – und das lehren sie die Kinder.

Die Augenwimpern der moosbewachsenen Schleusen – die Pappeln – rauschen, ihre Schatten teilen die blanken Kanäle ab. Schleppkähne gleiten wie Weberschiffchen vorbei und helfen, auf die flandrische Ebene eine Abendlandschaft zu weben.

Der Vater mit Bootshaken und in Holzschuhen, die die Luft mit dem Echo hohler Laderäume erfüllen, dreht achtern das große, liegende Handrad und schreit heiser seinen Zorn ins Megafon: »Verdommel!«

Und ein kleiner Junge – jenes Gesichtchen vom Kajütenfenster – mischt sich ins Gemälde, klariert mit dem Bootshaken so ein holländisches Weberschiffchen, dessen Luken offenstehen und dessen Laderäume vollgepackt sind mit Speisezwiebeln für Brüssel. Die roten, bauchigen

Zwiebeln sehen aus wie Glockenbojen vor Ostfriesland. Man holt die Megafone hervor, zankt sich über merkantile Details. Dann gleiten die Weberschiffchen weiter.

Abend, Dämmerung, Wasserspiegelung. Junge Mädchen, die am Kanaldamm spazieren gehen, Zauber hoher Brüste, runder Hüften, hellen Lachens, die getreuen flämischen Junoformen, das Spiel der Winde in der Pappelklaviatur: Synthese von Belgien.

Hier an der Ankerrui kommt Belgien zu mir. Sammelt sich, vereinigt sich. Hier erlebe ich meine belgischen Gemälde von Neuem. Eines Tages entdecke ich, dass ich Belgien zu lieben beginne. Seine Linien habe ich eingesogen. Dieses Land ist keine gazellenartige Tänzerin mit Feuerschleiern und Vögeln, wie man sie im Haschischrausch sieht. Belgien ist blond, eine üppige Odaliske, hat rote Hände vom Scheuern und schläft fest wie nach einer harten, lärmigen Arbeit, fest und treuherzig, mit Lidern über den Augäpfeln, die gewölbt sind wie Mutterbrüste. Belgien ist mehr als jedes andere Land eine Frau, Arbeiterfrau, Kraft – und nun am Abend Odaliske des tiefen Schlafs. Belgien, dich liebe ich, weil du so hart arbeiten musst und weil du so schlicht bist.

Hier an der Ankerrui gibt es Kohlsuppe und Schmach und Hunger und abgerissene Männer samt abgemusterten tollen Iren, die einem wohlwollend den Rücken einschlagen und dabei sagen: »I'm an iris sailor, no bloody fair!« Und no bloody fair, der irische Fluch, brennt sich für alle Zeiten in mein Gedächtnis. Warum sollte ich auch diesen Fluch nicht lernen? Der ist besser als alle königlichen Wahlsprüche der Welt. *No bloody fair* – dieser Fluch

ist seit hundertfünfzig Jahren immer wieder von Donegal abgesegelt. Ja, dieser Fluch.

In der Nähe der Ankerrui wohnt auch »Jesus«. So wird er genannt wegen seiner Ruhe, wegen der Thorvaldsengeste seiner Hände und wegen seines weichen Barts. Für einen Franc dürfen wir in seinem Haus schlafen. Aber das Ungeziefer dort ist unsterblich wie die Ilias, und dünn ist meine fröstelnde Haut. Darum nehme ich meine Zuflucht zu einem Bretterstapel im Sibiriendock, zwischen groben Fichtenplanken mit blauem Stempel von Kotka. Da liege ich hoch oben unterm Schuppendach – durch die Nacht bellen Polizeihunde – und rufe mir das Hafengebäude von Kotka ins Gedächtnis. Dort laden Frauen, nur Frauen.

Ich habe mich mit ihnen unterhalten, mit mehreren Hundert. Ja, jetzt sehe ich ihre Münder sprechen und ihre Zähne leuchten. Aber ich höre sie nicht, kann ihre Stimmen nicht hervorzaubern, denn ringsum bellen die verdammten Polizeihunde.

Hier wohnte ich lange. Sehr jung, sehr hungrig. Und sehr darauf bedacht, morgens rechtzeitig aufzustehen, um ins Heuerkontor zu kommen. Umso schneller würde Amerika in meine Seele ziehen. An einem schönen Vormittag kamen Leiterwagen und Lastautos – und mein Hotel verschwand. Ein Stück meiner selbst hatte ich in diese Fichtenbretter hineingefroren. Sie sind eine Art Haus für mich gewesen, wo mein Frost zwischen den Wänden klapperte. Und die Bretter wurden wohl zu einem Piano, aus dessen Holz meine Stimme klagt.

Planken aus Kotka. Verladen von Frauen.

Ich lasse die Ankerrui hinter mir und komme in den Stadtteil der oberen Klassen.

Sieh da, ein Fenster, zweimannshoch. Ein Schaukasten dreht sich im Gebläse. Das ist die Luxusausstellung einer Waffenfabrik. Hier liegen Brownings aller Kaliber, gruppiert um die ganz offiziellen Mausergewehre und Normalbrownings. Aber Stahl ist hier anscheinend bedeutungslos. Gold- und Silberbeschläge überdecken vollständig alles, was nach dem simplen Metall riechen könnte.

Sie sind wie für Fürstenmord gemacht, für hinterhältige Schüsse zwischen Draperien und anderen Verschwiegenheiten. Hier liegt die Revolveraristokratie mit Perlmutterkolben und Brillanteinfassungen. Sie glänzt auf der blauen, welligen Seide, die geheimnisvoll um die Kolbenrücken flutet und die Gedanken auf die Unterwäsche einer Fürstin lenkt. Der Dekorateur, offenbar von demselben Gedanken erfüllt, hat daraus seinen Schluss in Richtung Operette gezogen und lässt auf einem Plakat eine Art Prinzgemahl in Napoleonsuniform einen Schuss auf einen bürgerlichen Snob abfeuern.

Leer wie ein Laffe zieht man von dannen. Man ist nicht froh, nicht entrüstet, nichts.

Aber nach einer Weile bleibt man fragend stehen, zählt an den Fingern: Wie viele Jahre ist es eigentlich her, dass der Krieg –? Eins, zwei, drei, vier, fünf. Und dieser Tand existiert immer noch? Kann er nicht sterben? Nein, natürlich nicht, wie sollte er auch? Hier liegt ja das psychologische Material der ganzen Weltordnung: *Waffen* und *Gold*. Eingeschlossen in die eleganteste aller Ehen: in Gold eingefasste Revolver. Wie sollte so etwas sterben können?

Dazu braucht man viele, viele Jahre geduldiger Pädagogik unter rauschenden Bäumen in tausend Freiluftschulen. Viele, viele Jahre analytischer Forschung und Selbst-

erkenntnis. Viele, viele Jahre unermüdlicher Arbeit an der Einführung des Nomadenlebens: der großen Weltaufgabe aller Kommunikation. Bis dahin ist es zwecklos, diesen Perlmutterkolben anzugreifen, der in Moskau ebenso viel Entzücken hervorruft wie in Paris.

Man mache ein Experiment und schenke den Revolver einem Afrikaner vom Victoriasee. Er wird dir mit warmen Suaheliworten danken und sich das Ding um den Hals hängen. Für ihn hätte der Revolver die große und heilige Bedeutung eines Schmuckstückes. Für uns ist er die Idee des Tötens, eingefasst in Gold.

An einem perlmuttschimmernden, goldeingefassten Revolver in einem schönen Schaufenster, das sein Licht über Antwerpens Straßen gähnte – an diesem Revolver sah ich viel.

In der Quellinstraat begegnete ich drei breitschultrigen Kongolesen. Welch wilde Schönheit geht doch von diesen Schwarzen aus! Wie geschwind in den Kopfwendungen und Bewegungen. Offen für das geringste Geräusch, für einen Fingerschnipser, für eine Wellenregung in der Stadt. In ihrem Bewusstsein wird die Stadt zum Dschungel. Und die Stille der Steinhäuser wird stets zum niemals sicheren Ducken vor dem Sprung. In meiner Erinnerung vergleiche ich sie mit den Senegamben, die an den Wüstenrändern wohnen, wo die Gefahr weit entfernt zu sein scheint. Die Senegamben bewegen sich langsamer, nicht so katzen geschmeidig. Ihr Bewegungsrhythmus grenzt an den der Wüstenaraber – er ist geduldiger und passt sich dem Wildrhythmus der Salzümpfe von Senegal und Gambia und den sanften, schicksalhaften Linien der schweren Saharadünen an. Aber der Kongolese ist eingestimmt auf

das irrationale tausendfältige Geprassel des Dickichts am Sankuru.

Die nordafrikanischen Wüsten brachten das geduldige Kamel hervor, den Araber, den Senegalesen, den Sudaner, den Berber. Die Dschungel und Savannen um den Sankuru die hitzige Antilope und einen anderen Menschentyp.

Darum ist das Bedürfnis nach Tanz brennender im Senegal und in Gambia. Deshalb wird ihr Rhythmus der Füße in der Ekstase schneller, und ihr Geschlechtstanz hat ein rascheres Tempo, eine verzehrendere Hitze.

Um den Sankuru ist das Tamtam der Choral des heißen Dschungels. Am Senegal ist es des Endlichen hitzige Anrufung der allzu geduldigen Linie der Wüste.

Drei breitschultrige Schwarze traf ich in der Quellinstraat. Da gingen sie einher in einem Land, das sie besaß. Einer von ihnen trug einen europäischen Anzug. Die andern gingen in *Dongeris*, der Kleidung des Ozeanheizers. Aber die Bügelfalten des europäischen Anzugs, diese statischen Disziplinstriche, die eine steife zivilisatorische Linie zwischen dem Menschen und der Erde bilden, sie krümmten sich wie Blitze, sie veränderten sich, bereuten ihre Haltung, verschmolzen mit den katzenhaften Bewegungen. Sie verloschen in einem neuen, wilden Gangrhythmus.

Da dachte ich: Diese Bügelfalte kommt nie wieder. Worüber ich wirklich froh war. Und die Trottoirs der Quellinstraat glitten unter meinen Augen entlang wie ein beruhigendes Tuch.

BIOGRAFIEN

Harry Martinson (1904–1978), Sohn eines ehemaligen südschwedischen Kapitäns und bankrotten Ladeninhabers, wächst in Jämshög in Blekinge auf und verliert seinen Vater im Alter von sechs Jahren. Während die Mutter nach Kalifornien auswandert, werden Martinson und seine Geschwister als »Gemeindekinder« von Jahr zu Jahr reihum auf Bauernhöfen einquartiert. 16-jährig heuert Martinson als Matrose an. 1927 muss er lungenkrank nach Schweden zurückkehren. Sein erster Gedichtband »Das Geisterschiff« erscheint 1929. Im selben Jahr heiratet er Helga Maria Swartz, die nach der Heirat selbst zu schreiben beginnt und 1933 als Moa Martinson ihr literarisches Debüt gibt. Martinson hat mit seinen Essays, Gedichten, Romanen und vor allem Reisebeschreibungen großen Erfolg, besonders bei der jüngeren Generation, auch wenn er nur sehr langsam schreibt und nicht besonders viel veröffentlicht. Das Schriftstellerpaar lässt sich in der Nähe von Stockholm nieder, doch der Nomadentrieb bleibt Harry Martinson erhalten – immer wieder geht er auf Wanderschaft. 1949 wird Martinson in die Schwedische Akademie aufgenommen, 1974 erhält er zusammen mit Eyvind Johnson den Nobelpreis für Literatur. Trotz des großen Erfolgs, insbesondere mit seinem Versepos »Aniara« (1956), sind viele seiner Werke umstritten. Martinson, bekennender Buddhist, begeht schließlich während eines Krankenhaus-aufenthaltes Selbstmord mithilfe einer Schere.

Verner Arpe (1902–1979) wurde in Hamburg geboren. Er war Schauspieler und arbeitete nach seiner Emigration nach Schweden (kurz nach 1933) auch als Übersetzer aus dem Schwedischen ins Deutsche. Er übersetzte Harry Martinson, Pär Lagerkvist und Vilhelm Moberg, außerdem schrieb er einen Schauspielführer und übersetzte und synchronisierte eine Vielzahl an Filmen und Theaterstücken. 1979 starb er in Bromma, Stockholm.

Klaus-Jürgen Liedtke, geboren 1950 in Südtondern, veröffentlichte u. a. die Gedichtsammlung »Scherben Leben Brocken Tod« sowie den Prosaband »Die versunkene Welt« und hat sich als literarischer Übersetzer aus dem Schwedischen einen Namen gemacht. Für seine siebenbändige deutsche Werkausgabe von Gunnar Ekelöf erhielt er 1993 den Natur- und Kultur-Übersetzerpreis, 2004 den Tolkningspris der Schwedischen Akademie, 2005 den Paul-Celan-Preis sowie schließlich 2014 den Gerard-Bonnier-Preis. Im selben Jahr erschien eine von ihm übersetzte und herausgegebene fünf-bändige Kassettenreihe mit finnlandschwedischer Lyrik der Avantgarde mit den Autoren Edith Södergran, Elmer Diktonius, Gunnar Björling, Rabbe Enckell und Henry Parland, für die er 2016 den Mikael Lybeck-Preis des Finnlandschwedischen Schriftstellerverbands erhielt.

INHALT

REISEN OHNE ZIEL

AUF DEM KONGO	7
AN DIE ZIGEUNERIN	8
DER WELTNOMADE	9
LEBEN IM HAFEN	24
ADLER IN REYKJAVÍK	36
ES REGNET IN GENT	44
»S.S. MONICA«	54
»S.S. POLJANA«	70
HARTE ARBEIT	96
BUENOS AIRES	102
RIO	123
DIE STADT DER PAPAGEIEN	128
ÜBERSPANNTES MEER	140
LILIPUTHÄFEN	145
NORDSEEHERBST	154
NACHT IN MEINEM KESSELRAUM	
AUF SEE	155
IN POLANCO	160
ABSCHIED VON MONTEVIDEO	168

CAPE FAREWELL!

EINE GRIECHISCHE TRAGÖDIE	179
BRIEF VON EINEM VIEHDAMPFER	214
STEINKOHLN-DAMPF	215
KANÄLE UND ATLANTIK	225
DOVER UND DER ÄRMELKANAL	239
WO NICHTS GESCHIEHT	245
DER PANAMAKANAL	255
GALABOZO	258
SANTA FE	265
EINE ZEIT IN SANTA CATARINA	270
DAS LAND DER EINFACHHEIT	290
RIO DE JANEIRO	291
VIERUNDZWANZIGSTER DEZEMBER	300
INDIEN	302
DAS MEER ALS TRAUMSPIEL UND WIRKLICHKEIT	342
QUOTEN	354
EIN MÄRCHEN, DAS NIE GESCHAH	358
INSCHRIFT AN EINER CHINESISCHEN QUELLE	366
HEIMKEHR	367
RAST	383

ANHANG

EDITORISCHE NOTIZ	387
ANMERKUNGEN	389
»DER WELTNOMADE«	
NACHWORT VON KLAUS-JÜRGEN LIEDTKE	397
BIOGRAFIEN	408